

Thema Vorgeschichte

Uwe Topper

Eine neue Idee zur Lösung eines megalithischen Rätsels: Welchen Sinn hatten die offenen Steinsetzungen Norddeutschlands?

Beim Stichwort „Megalith-Denk-mäler“ denken wir meist an Steinkreise („Cromlechs“), Hünengräber (Steintische, „Dolmen“), Steinalleen (wie in Carnac) und einzelne hohe Steine („Menhire“). Ganz selten findet man auch Erklärungen zum Begriff Steinsetzung, denn diese Gebilde sind nicht so recht einzuordnen. Ich denke an die länglichen Rechtecke, oft volkstümlich Hünenbetten, Riesenbetten, Heldenbetten, Heidenbetten und ähnlich genannt, die aus großen Findlingen gebildet werden und zahlreich in Norddeutschland noch vorhanden sind. Ihr ehemaliger Zweck ist umstritten.

Zwar ist die Bedeutung und Verwendungsort der anderen Megalithdenkmäler auch nicht völlig geklärt, doch hat man zumindest Vorschläge gemacht, die sich allmählich offiziell durchsetzen: Viele Steinkreise könnten Sternwarten gewesen sein, Beobachtungsmale für den Himmel; über die Steine visierend zu Sonne, Mond und Sternen las man die Kalendertage und die größeren Zyklen ab, die beiden Sonnenwenden im Jahreslauf und die Mondwenden nach neun bis zehn Jahren; vielleicht erkannte man sogar einzelne Kalendertage am Frühaufgang eines Sterns.

Die Dolmen gelten allgemein als Gräber, auch wenn dies weiter angezweifelt wird.

Die Steinalleen könnten als Prozessionsstraßen oder für kultische Wettläufe gedient haben.

Und die einzeln stehenden Hochsteine markierten vielleicht einen Ort für Versammlung und Rechtsprechung, oder sie waren Denkmäler.

Rechteck-Steinsetzungen

Bei den langen offenen Steinsetzungen in Rechteckform, die als Hünenbetten bekannt sind, scheinen mir die Vorschläge unzureichend. Man sieht eine Doppelreihe von Steinen wie eine Art längliche Einzäunung in der Landschaft, meist an besonders schönen Orten. Es sind auch oft



Abb. 1a und b: Eine Steinsetzung im Everstorfer Forst (Wismar) vom Eingang her gesehen und zum Chor hin (Fotos U. Topper)

die Eingänge hervorgehoben durch große aufrechte Säulensteine an einer Schmalseite, und am anderen Ende des manchmal bis zu hundert Meter (!) langen „Raumes“ ist dann ein Abschluss, sei er gerade oder halbrund. Irgendwo in diesem offenen Raum, meist kurz vor dem Ende, befindet sich ein halb vertieftes Hünengrab mit einem Eingang von der Seite. Nicht weit nördlich von Berlin, im Everstorfer Forst (im Bereich Wismar), sah ich erst kürzlich wieder solche

Bauten, die sich von den Hünengräbern („Dolmen“) ganz deutlich unterscheiden, schon dadurch, dass sie nie Decksteine haben, sondern offen unter freiem Himmel stehen. Außen herum findet man häufig weitere Dolmen oder Reste davon. Die Steinareale von Everstorf waren gewiss nicht hundert Meter lang, aber zwanzig bis vierzig Meter (Abb. 1 a und b). Und dort fragte ich mich wieder einmal: Was soll das sein? Wofür der Aufwand? Fehlt hier etwas?



Abb. 2: Rekonstruktion einer Steinsetzung (abgebildet in Sprockhoff 1938)

Es könnte zum Beispiel der Hügel fehlen, der diese Anlagen überdeckte, wie wir es von zahlreichen Hünengräbern, den keltischen Fürstengräbern in Schwaben wie auch von den skythischen Kurganen gewohnt sind. Trägt man bei den Fürstengräbern die Erd- und Steinschichten, die das Kammergrab bedecken, ab, dann bleiben ein tischähnliches Bauwerk und ein herumgesetzter Steinkreis übrig. Der Steinkreis (bei späteren nordischen Gräbern sogar drei Kreise) war eine nützliche Vorrichtung, die ganz einfach die aufgeschütteten Erd- und Steinschichten vor dem Abrutschen hindern sollte. Er könnte auch die Aufgabe eines ‚Temenos‘ gehabt haben, einer heiligen Einzäunung. Der griechische Begriff Temenos taucht im Zusammenhang mit den Steinsetzungen schon vor 170 Jahren bei den Autoren Oldenburg und Greverus (ab hier zitiert als O+G 1837, hier S. 17) auf, die zu den ersten gehörten, die die Hünenbetten von Wildeshausen beschrieben.

Und damit begann auch schon der weltanschaulich geprägte Streit um die Hünenbetten. Wozu dienten sie? Wie sahen sie früher aus, was verbargen sie? Waren die Steinsetzungen, die hier zu besprechen sind, von einem richtigen Hügel bedeckt, oder stammt die Erde im Innern aus späterer Zeit? Der Fußboden im Innern der Steinsetzungen war sorgfältig geglättet, mit Lehm bedeckt, auch manchmal ordentlich mit Steinen belegt. Zuweilen sind große kreisrunde Vertiefungen im gewachsenen Boden vorhanden. Das Kammergrab liegt auf einer etwas tieferen Ebene, es ist hinein versenkt, sein Boden ist fast immer gepflastert.

Die Ähnlichkeit der norddeutschen Steinsetzungen mit den skandinavischen „Schiffsetzungen“ ist groß, aber der

Grundriss in Norddeutschland ist doch praktisch immer rechteckig (bis auf den halbrunden „Chor“ am Westende) und weicht damit von den skandinavischen, die wie Schiffe vorne und hinten spitz zulaufen, deutlich ab. Von den rund 2000 skandinavischen Schiffsetzungen sind erst etwa hundert ausgegraben, außer Feuerstellen fand man fast nichts dort. Es sind wohl Erinnerungsmale an Schiffe oder Kapitäne. Einen Hügel gibt es da nicht, aber die Steine sind mit der glatten Seite nach innen gesetzt, so als wollte man den Innenraum möglichst angenehm gestalten. (Reallexikon Bd. 27, 2004)

Die Randsteine der norddeutschen Steinsetzungen sind meist viel gröber und stehen durchaus nicht alle nahtlos nebeneinander, sondern es bleiben meist schmale Lücken zwischen den Steinen, die häufig mit Steinbrocken mauerartig ausgefüllt waren; manchmal steht in regelmäßigen Abständen ein zusätzlicher Stein außerhalb der Reihe.

Das Rätsel bewegte mich jahrzehntelang. Und ein anderes Rätsel blieb nebenher bestehen: Die Megalithiker hatten ihre Kultspiele ausgeführt, Erdvermessung und Astronomie betrieben, ihre Toten prunkvoll bestattet, aber wo hatten sie Gericht gehalten, was waren ihre Kulthäuser gewesen, ihre „Kirchen“?

Vielleicht feierten sie ihren Gottesdienst im Freien, wie später die angeleglichen Germanen, die ihr Thing nur am Tage unter freiem Himmel abhielten, was zumindest im Tacitus-Text behauptet wurde. Bei Unwetter musste man den Gerichtstag oder die Feier wohl verschieben?

Bei den Megalithikern, die so geschickt mit Steinen umgehen konnten, möchte ich nicht annehmen, dass sie gar keine Steinhäuser bauten.

Hierzu wäre zunächst der summarische Überblick in Hermann Müller-Karpe, *Das vorgeschichtliche Europa* (1968, 2° 1980) zu zitieren. Figur 56 (S. 74 f) zeigt einen Ausgrabungsgrundriss vom Siedlungsplatz in Köln-Lindenthal, mit zahlreichen rechteckigen Holzhäusern (bzw. deren Pfostenlöchern) als typisch für diese Phase der Jungsteinzeit (vor mehr als 5000 Jahren), die vermutlich mehrfach immer wieder an denselben Stellen errichtet wurden. Er beschreibt aber auch andere Hausgrundrisse, „zweifellos auch sehr häufig, (wenn nicht noch häufiger)“, wo die Holzpfeiler nicht im Erdreich steckten, sondern wo die senkrechten Stützpfeiler in einem horizontalen Bodenbalken eingezapft waren, wodurch sie dann nicht mehr archäologisch nachweisbar sind („Schwellenbau“ genannt). Da haben wir, meine ich, schon eine Form des Hausbaus, die jener ähnelt, wo das Dach auf einem Fundament aus Steinen ruht. Vielleicht waren die Steinsetzungen nur die übrig gebliebenen Grundmauern von Häusern oder Hallen?

Über die Oldenburger Bauernhäuser schreiben O+G (S. 14): „*Gegründet sind die Häuser meistens auf Granitblöcken, die nur zu oft von den Gräbern ihrer Vorfahren entwendet sind: was Wunder, dass sie fest stehen!*“ Die wichtigsten Steinmale wurden damals, 1837, schon von der Regierung eingeehrt, „damit sich die Landleute nicht mehr, wie häufig geschehen, willkürlich der Steine bedienen.“ Das hat leider nicht voll gewirkt, denn in den folgenden hundert Jahren sind noch einmal Tausende von Megalithbauten vernichtet worden.

Bemerkenswert finde ich die Einschätzung der beiden Autoren hinsichtlich der Bauweise der dortigen Häuser: auf Granitblöcke gegründet.

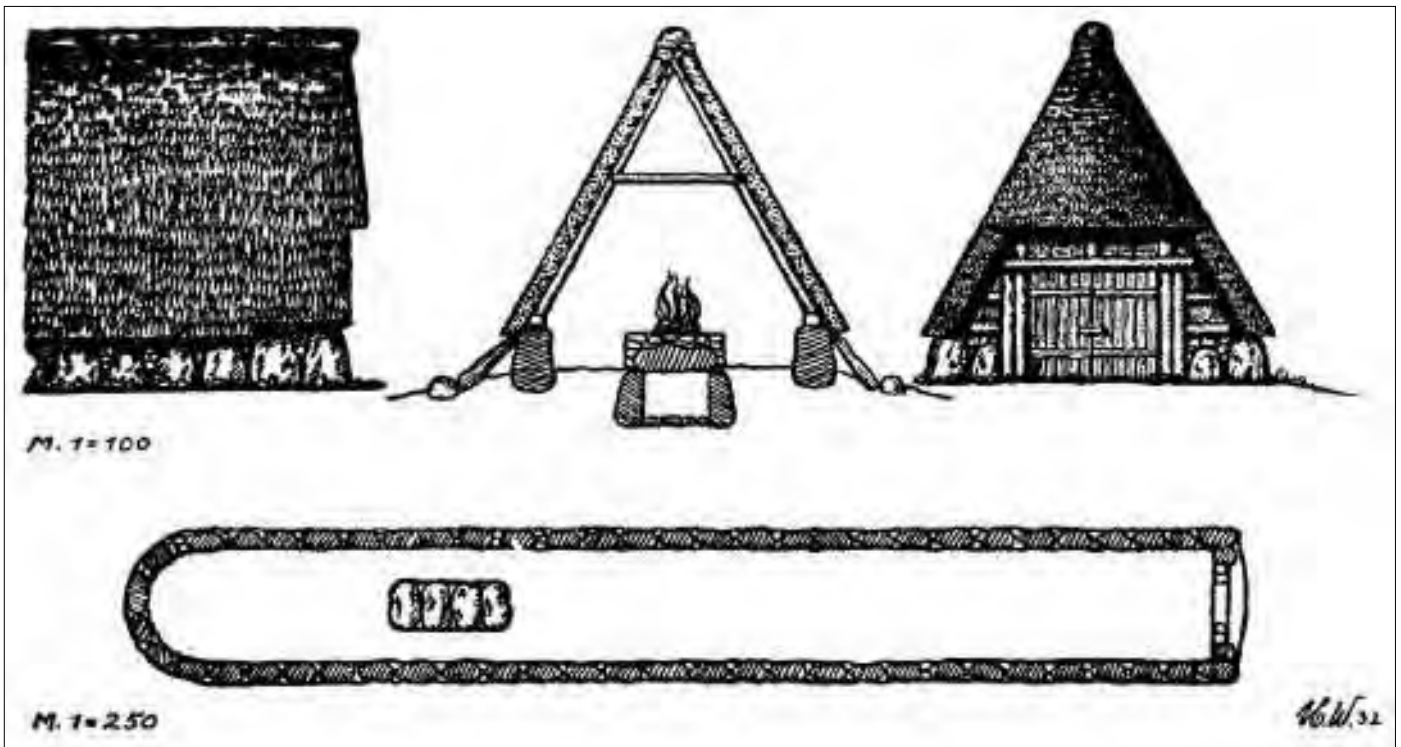


Abb. 3: Das Oldenburger Bauernhaus und was aus der Vorzeit übrigblieb: der Grundriss (nach H. Wille)

Wohnhäuser in Norddeutschland

Das niedersächsische Bauernhaus – ein Einheitshaus für Mensch, Tier und Vorräte – hat hochragende Holzwände und kann daher nicht zum Vergleich herangezogen werden. Dagegen ist die alte Scheune im Oldenburger Land (und anderswo) den Steinsetzungen erstaunlich ähnlich im Grundriss: Auf fest eingegrabenen Findlingen, die eine Art grober niedriger Mauer bilden, ruht das schwere Holzdach mit Heidekraut- oder Reetdeckung. Auch Kirchen sind häufig auf schwere Findlingsfundamente aufgesetzt. Der Wissenschaftler Schröder (1999, S. 44) schreibt: „*Reet hat es auf Kirchendächern immer gegeben. Mir sind aus dem norddeutschen Küstengebiet Kirchen bekannt, die heute noch Reetdächer haben.*“ Das kann ich bestätigen. Und diese Bauweise, das erläutert Schröder ebenfalls, geht bis in die Jungsteinzeit zurück.

Die Wohnhäuser der Megalithiker werden von Sprockhoff (Handbuch, Bd. 3, Kap. 4) auffällig knapp besprochen, da kaum welche durch Ausgrabungen bekannt sind; dafür kennt man ungezählte Grabbauten jener Zeit, viele davon sind rechteckig. Die Länge schwankt beträchtlich, von 20 m bis zu 130 m, aber die Breite bleibt fast gleich (4-10 m). In diesem langen Rechteck befindet sich meist an einem Ende die dolmenartige Grabkammer. „*Von jeher ist das Missverhältnis zwischen der kleinen Kammer und der um vieles größeren Einfassung aufgefallen.*“ (S. 12). Wofür diente der leere

Raum, der umso seltsamer wirkt, als das Kammergrab meist an einem Ende steht? Sprockhoff nennt es eine beklagenswerte Tatsache, dass wir uns keine klare Anschauung davon machen können, wie das Wohnhaus und die Siedlung der Megalithiker aussahen. „*Es ist vielleicht nicht ganz unberechtigt, sich die Häuser der Lebenden äußerlich denen der Toten ähnlich vorzustellen.*“ (S. 134) Dabei verweist er auf eine Rekonstruktion (Abb. 19) eines rechteckigen Hünenbettes. Wenn wir hier den Erdhügel durch ein Dach ersetzen, wäre die Ähnlichkeit treffend (hier Abb. 2).

Schauen wir uns eine uralte oldenburgische Scheune an. (Abb. 3) Das hohe Dach, das mit Heidekraut oder Reet gedeckt ist, reicht fast bis auf den Boden, so bietet es dem Sturm, der häufig über dieses tischebene Land braust, kaum Widerstand; oben kann der Schnee abgleiten und drinnen ist viel Luftraum, was früher, als man noch darin wohnte, einen besonderen Vorteil bot: vom Herdquälme wurde man nicht belästigt. Kate sagt man dazu, ein Haus für alle Zwecke. Das Wort ist verwandt mit Hütte und Kötze (Weidengeflecht für einen Korb, weil das Dach zuweilen so aussah.)

Sind die Steine hier als Grundmauern überhaupt nötig? Ja, sie stützen das Dach ab, denn das kann man nicht gut in den sandigen Heideboden rammen. Auch in festem Erdreich ist das unpraktisch: Die Balkenenden werden schnell morsch und das Dach bricht zusammen. Darum wurden die hohen schrägen Dachträger auf Steinen verankert, auf

großen Findlingen, die in langer Reihe nebeneinander stehen. Sie tragen die ganze Holzkonstruktion und bilden so den unteren Rahmen, auf dem das Dach ruht. Da sieht man niedrige aber solide Fundamente und ein darüber errichtetes hohes Spitzdach.

Auch zum Feiern eignete sich die lange Halle. Gewöhnlich saß man sich gegenüber in langer Reihe, mit dem Rücken zur Längswand, die Gesichter einander zugekehrt. An einem Ende der Halle auf dem niedrigen Altar brannte das Feuer, in dem das Wildbret schmort. Unter dem riesigen Altarstein lag der Ahnherr begraben, dem man Minne zu trinken musste, wenn man den Becher erhob, wie es bei den Wikingern noch Brauch war.

Je länger die Halle, desto höher war das Ansehen der Gruppe, die sich hier versammelte. Wenn die Gemeinschaft wuchs, wird man die Halle im Laufe der Zeit immer noch verlängert haben. Verbreitern konnte man sie nicht, ohne das Haus völlig neu zu bauen. Eine gar zu breite Halle würde auch nicht zur Sitzordnung passen, die nun mal zur Sitte gehört, und außerdem: Sehr lange gerade Bäume als Querbalken, um das Dach abzustützen, die sind selten. Sieben oder acht Meter, auch mal neun, höchstens zehn Meter, das ist die größte Breite dieser Steinsetzungen. Darum waren diese Gebäude sehr lang aber schmal, manchmal sieht der Archäologe, dass sie am offenen Ende noch um ein weiteres Stück verlängert worden sind.

Die alten Steinsetzungen sehen aus

wie Grundmauern: An den beiden Schmalseiten stehen höhere Steine, nämlich am Eingang zwei mächtige Säulen (Abb. 4), an denen wahrscheinlich die Tür befestigt wurde. Am hinteren Ende sind als Abschluss einige weitere große Steine aufrecht gestellt, mit der glatten Seite nach innen gekehrt, meist im Halbrund. Die Grundmauern der Längsseiten müssen nicht vollkommen dicht stehen, die Lücken zwischen den Wandsteinen wurden mit kleineren Steinen ausgefüllt, wie viele Ausgrabungen bewiesen haben. Aber die Grundsteine mussten solide sein, darum nahm man möglichst große Findlinge, eben die, die wir heute als einzigen Rest noch dort sehen. Das Reetdach über der Steinsetzung ist längst vermodert oder verbrannt.

Diese großen Dächer haben ein ganz schönes Gewicht, darum war es angebracht, alle paar Meter einen weiteren Findling etwas außerhalb der Wandreihe aufzustellen, der einen zusätzlichen Dachbalken abstützen konnte. (Abb. 5).

Das vertiefte Großsteingrab im Innern der Halle, oft kurz vor dem halbrunden Ende, ist meist noch erhalten. Es unterscheidet sich kaum von den anderen Dolmen, die in der Nähe der Festhalle im Gelände verstreut sind. Diese kann man als Friedhof auffassen, der das Kultgebäude umgibt, wie noch heute in norddeutschen Dörfern der Friedhof direkt um die Kirche herum angelegt ist. Die Dolmen gehören außen herum wie drinnen zum Heiligtum, denn gerade ins Heiligtum hinein gehört das Urgrab, das erste der Gemeinschaft, das echte oder sinnbildliche Grab des Ahnherrn. Durch das Grab (und natürlich auch durch die ungewöhnliche Länge) unterscheidet sich das Kultgebäude von einem Wohnhaus. Das Grab liegt leicht vertieft, so dass der Deckstein fast mit dem Boden abschließt. Der Altar, muss man nun dazu sagen. Denn dieses Grab am fernen Ende der langen Halle ist die spätere „Krypta“, das unterirdische Beinhaus der Kirche. Es hat einen seitlichen Eingang, wie die Krypten noch heute in alten Kirchen unter dem Altar.

Hier wäre wieder Müller-Karpe zu zitieren (wie oben, S. 83 ff): „In den kupferzeitlichen Kulturen Europas lassen sich aus gewissen Siedlungsanlagen und aus den in diesem Zeitalter neu aufkommenden Grabformen und Bestattungssitten sozial bevorzugte Einzelne erschließen, die in einem vorher unbekanntem Ausmaß Träger politischer Macht gewesen zu sein und zugleich einen starken Einfluss auf die wirtschaftlichen, handwerklichen und technischen Entwicklungen genommen zu



Abb. 4a (oben): Steinsetzung auf Rügen (Nobbin) mit den beiden Eingangssäulensteinen.
Abb. 4b (unten): Türstein mit Sonnenkranz (Nobbin/Rügen) (Fotos: U. Topper)

haben scheinen. Erstmals wurden in verschiedenen Bereichen Europas befestigte burgartige Siedlungen errichtet. Gewisse Handwerkszweige blühten auf, vor allem die Verarbeitung von Kupfer und Edelmetall. Damit in Zusammenhang stand die Ausbildung eines Netzes weitausgreifender Wirtschaftsexpeditionen ... Außerdem erhält diese Epoche ihr archäologisches Gepräge durch die gegenüber dem Neolithikum ganz neuartige Bedeutung des monumentalen Sepulkralbaues, des Grabkultes und bestimmter Bestattungssitten.“ Müller-Karpe nennt nun die weite Verbreitung der Megalithgräber, die auch in Norddeutschland vorkommen, „die als monumentale Grabkammern in der Regel obertägig sichtbar waren“, und bildet dazu (Fig. 58) auch das Hünenbett II von Kleinenkneten ab, das drei Kammern enthält, außerdem die von Sprockhoff veröffentlichte zeichnerische Rekonstruktion (unsere Abb. 2). Gerade diese besondere Steinsetzung bei Wildeshausen (Oldenburg) hat überraschenderweise mehr als einen, nämlich drei Dolmen im Innern, aber das ist ein Ausnahmefall in Norddeutschland; vielleicht sind zwei Grabbauten später hinzugefügt worden, wie bei der Ausgrabung erkennbar wurde.

Nun wird aber aus den vielen Beispielen, die laut Müller-Karpe das gesamte Mittelmeergebiet, Frankreich und Großbritannien sowie Norddeutschland und Südkandinavien überziehen, schon deutlich, dass es sich bei diesen Steinsetzungen nicht um Hügelgräber, sondern um freistehende, eben „obertägige“, Bauten handelt, im Gegensatz zu den runden Hügelgräbern und den anschließend von ihm besprochenen Felskammergräbern. Sprockhoff bildet auch Zeichnungen von 1821, 1841 und 1865 ab, die die Steinsetzungen als offene Anlagen ohne Hügel zeigen, ohne dass sie ausgegraben worden wären. Wie es eine Ausnahme sein



dürfte, dass ein Hünenbett gleich drei Kammern enthält, so auch, dass es völlig mit Erde zugedeckt war. Zumindest könnte man den Erdhügel im Innern, der zuweilen vorhanden ist, als eine spätere Arbeit bezeichnen, womit pietätvolle Nachfahren das entweihete Gebäude, das längst ohne Dach unter freiem Himmel lag, vor der Zerstörungswut einer neuen Religion schützen wollten, was ja manchmal auch gelang.

Überlieferungen

Müller-Karpe (s.o.) sprach davon, dass „sozial bevorzugte Einzelne“ in diesen Grabkammern beigesetzt wurden. In den späteren Kirchen nennt man das ein Stiftergrab. Die beiden Autoren O+G (1837), ein Pfarrer und ein Professor, wundern sich, dass in Wildeshausen, der Stadt Wittekinds, nicht einmal der Name des Stifters dieser Hünenbetten überliefert ist und keinerlei Brauch oder Legende sich an diese monumentalen Bauten geheftet hat, außer einer, die vielfach in ganz Norddeutschland bei solchen Ruinen auftaucht: die Sage von Braut und Bräutigam und einer steinge-

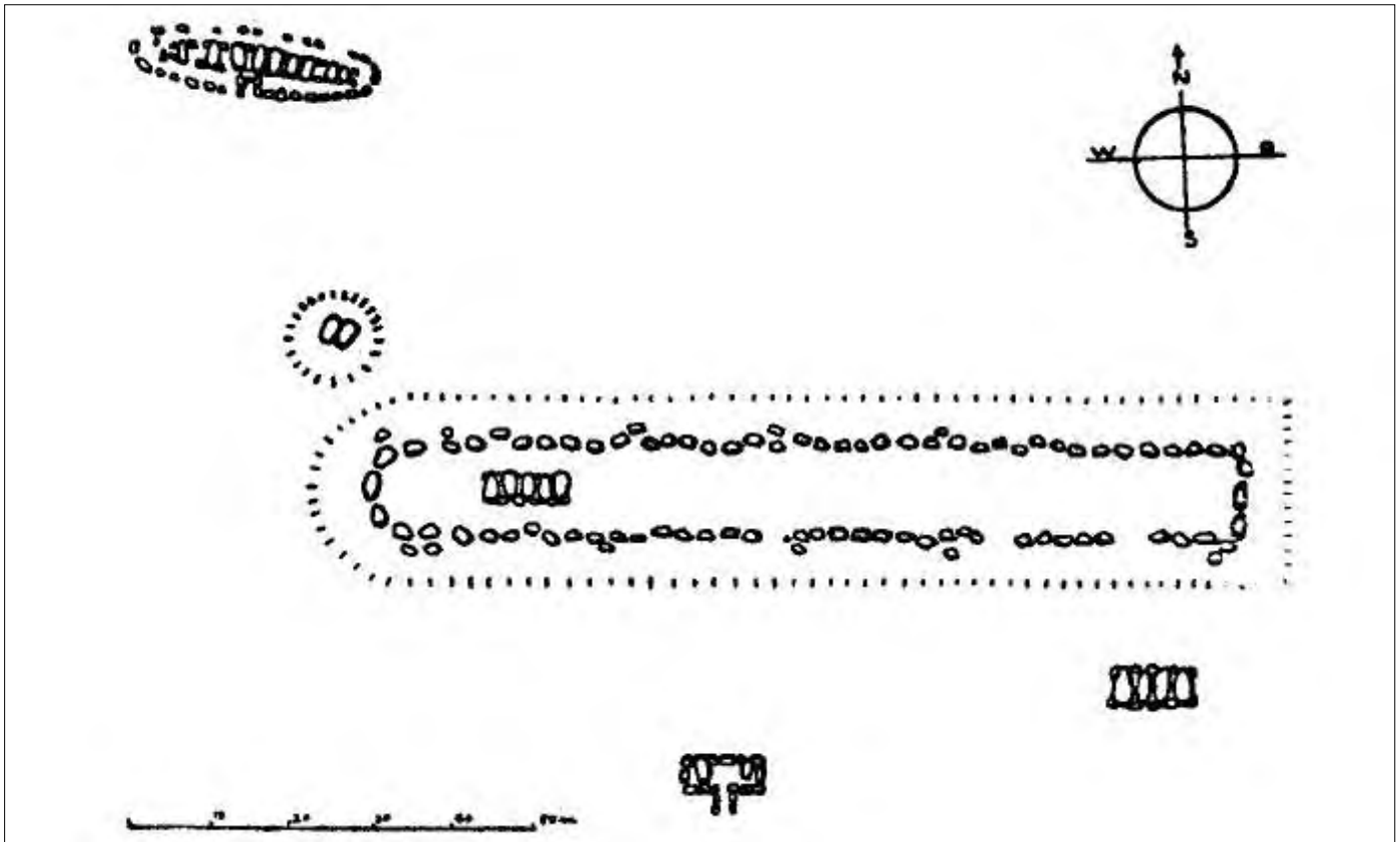


Abb. 5: Grundriss einer Steinsetzung (Visbeker Bräutigam 1). Man beachte die außerhalb der geraden Reihen in regelmäßigen Abständen aufgestellten Stützsteine!

wordenen Hochzeitsgesellschaft. Diese Legende ist nicht spezifisch, sondern Allgemeinut. Dabei ist auch vom Hin- und Herrennen der Brautleute zwischen zwei solchen Bauten die Rede, wie wir es mehrfach in Deutschland, Frankreich und selbst bei Berbern (Isli-Tislit) in Nordafrika finden. Heilige Läufe, Wettläufe, gehörten zum Megalithikum.

Außerdem meinen O+G (S. 69), dass die Totenmale wahrscheinlich zugleich Orte des Gottesdienstes waren, zumal sonst solche im gesamten Bereich fehlen würden, was nicht angeht. Die langen steinumhegten Grabbauten mögen zugleich Weihebauten für einen Kult gewesen sein, jedoch nicht für Opferhandlungen, sagen sie, denn es fehlt das zum Opfern wichtige Wasser in der Nähe, und die sonst so bedeutungsvollen Dreh- oder Wagsteine, die auf ihrer Unterlage bewegt werden konnten (zur Weissagung), fehlen hier ebenfalls. Außerdem fiel den Autoren auf, dass die Steinmale einsam in der Heide stehen, fern von Wohnsiedlungen, und auch noch häufig zweifach nahe beieinander, wie auch gegenüber von Kleinenkneten auf dem rechten Ufer der Hunte, in Steinkimmen bei Dingstedt, wo ebenfalls zwei Hünenbetten nur einige hundert Schritt voneinander entfernt stehen. Man behauptet, sie hätten als Gerichtsort gedient (zitiert werden hierzu Hummels „Compendium deutscher

Alterthümer“, S. 138 und Fußnote, sodann Runde, „Oldenburger Chronik“, und für die Friesen: Creuzer, „Symbol.“ VI) und damit dem Ort Dingstedt den Namen gegeben. Jedenfalls wären diese Steinmale Gerichtsplätze und Orte für Volksversammlungen gewesen, wie auch in Skandinavien noch in jüngerer Zeit, wo man sich auf den Grabhügeln früherer Könige oder Helden versammelte. Dr. Meyer schreibt in seinen „Darstellungen aus Norddeutschland“, dass ein solches Monument in Holstein „Ehrengang“ genannt wurde, weil der Sage nach die Steinmale durch Umgang und Weihen zur Triumphfeier der Helden und Volkshäupter geehrt wurden (zitiert in Creuzer, Symbol. VI).

Dass es jeweils doppelte Steinmale gab, dürfte erklärbar sein: eins für Frauen, eins für Männer, daher die Geschichte von Braut und Bräutigam und dem Lauf zwischen beiden Orten. In der dazugehörigen Sage wird die Braut zur Ehe gezwungen, weshalb zur Strafe für diese schändliche Geisteshaltung die gesamte Hochzeitsgesellschaft versteinert wird. Das könnte mit dem Wechsel zu einer anderen, strengeren Sozialform zusammenhängen, der hiermit in der Volksüberlieferung verewigt wird: Die christliche Kirche schränkte die freien Sitten der Heiden ein, indem sie geschlechtliche Spiele und freie Gattenwahl an den Kirchen verbot. Damit starb die

Lebendigkeit des Austausches zwischen fremden Gruppen, der zumindest an bestimmten Festtagen an den Heiligtümern mit religiöser Andacht vollzogen worden war. Wir kennen das Fortleben des Brauchs noch bei den Wallfahrten in Westeuropa und Nordafrika, die sich immer noch als Eheanbahnung für die Jugend auswirken und damit eine Auswahl der Partner in einem viel größeren Gemeinschaftsbereich gewährleisten und die Inzucht einschränken.

Gegen O+G kann man einwenden, dass die Lage der Steinmale in vorgeschichtlicher Zeit nicht so einsam gewesen sein muss wie heute, oder dass man gerade damals (wie später noch in Stammesgesellschaften) absichtlich unbewohntes Gebiet für Heiligtümer und Gerichtsorte auswählte, damit niemand bevorzugt oder benachteiligt wurde; sozusagen ein fehdefreies Gebiet. Und auch die Wallfahrtskirchen liegen ja oft weit von allen Siedlungen entfernt auf Bergen oder im Wald, in Frankreich ebenso wie in Spanien oder Portugal.

Stiftergrab?

Eine weitere Beobachtung möchte ich zufügen: Armenische Kirchen (und nicht nur diese, sondern die meisten orientalischen Kultgebäude) sind zuerst Türme gewesen, Türme, die sich über Heldengräbern erhoben. Um den Turm herum wurde dann das Gotteshaus gebaut, der

Turm blieb immer in der Mitte. Dieser Gedanke taucht zuerst bei dem Schweizer Samuel Guyer auf: „Grundlagen mittelalterlicher abendländischer Baukunst“ (Zürich 1950). An zahlreichen Grundrissen und mit allen Zwischenstufen entwickelt er diesen Gedanken. Aus eigener Anschauung kann ich die Strukturidee bestätigen. Im Mittelpunkt des Turmes, also im Kreuz des Grundrisses, liegt das Heroengrab, das dem Kultbau erst die Weihe gibt. Und hierin sehe ich die Gemeinsamkeit mit unseren Kulthallen und Kirchen: Ein Gotteshaus ist ein Gebäude zur Feier des Heroen, des Ahnherrn, des mythischen Helden der Gemeinschaft. Dann ist auch das Rätsel des Dolmen innerhalb der Steinsetzung von dieser Seite her gelöst: Hiermit begann man den Bau. (Es wäre übrigens sehr schwer, erst die Halle zu errichten und dann das große Kammergrab hinein zu bauen). In der Versammlung um den Altarstein liegt die Urzelle des Gotteshauses. Haben nicht alle Altäre christlicher Kirchen Gebeine von heiligen Personen enthalten? Und haben nicht diese Knochen dem Gebäude erst die Weihe verliehen, die Vollmacht, das sogenannte Patrozinat (die Herrschaft)?

Wissen Sie, warum bei Ausgrabungen in den Hügelgräbern rundherum immer wieder Trinkbecher gefunden werden? Ja, richtig: der Umtrunk, die Minne (Liebe) war die Hauptsache im Gottesdienst, der auf griechisch *Agape* hieß, das Abendmahl, ein Erinnerungessen für den „Stifter“.

Wenn wir uns jetzt noch einmal die berühmte Steinsetzung „Visbeker Braut“ in der Ahlhorner Heide anschauen (Abb. 6), dann sehen wir vor unserem geistigen Auge das Giebeldach über der langen Steinsetzung, und mit einem Mal macht alles Sinn: 82 m lang und nur 6 m breit, mit einem einzigen inneren Tiefgrab von 14 m Länge. Hier stand ein primitiver Dom (das Wort kommt von *Thum*, Gesetz; wie Ding von Thing, Gericht; siehe hierzu Zarnack), eine Festhalle, in der man nicht kniete oder stand, sondern bequem entlang der Wände saß und aß und trank. Dazu gehörten Lieder, die alle sangen, mit Melodien, die kaum anders geklungen haben dürften als in den späteren Domen.

Sogar die äußeren Strebepfeiler der gotischen Dome sind im alten Hallenhaus schon vorgebildet: eben jene Außenstützsteine, die das schwere Dach zusätzlich festigten.

Und der halbrunde Chor am Ende der Halle, hinter dem Altar? Ja, auch der ist schon dagewesen, bevor es den Baumeistern deutscher Kirchen einfiel, dergleichen zu „erfinden“.

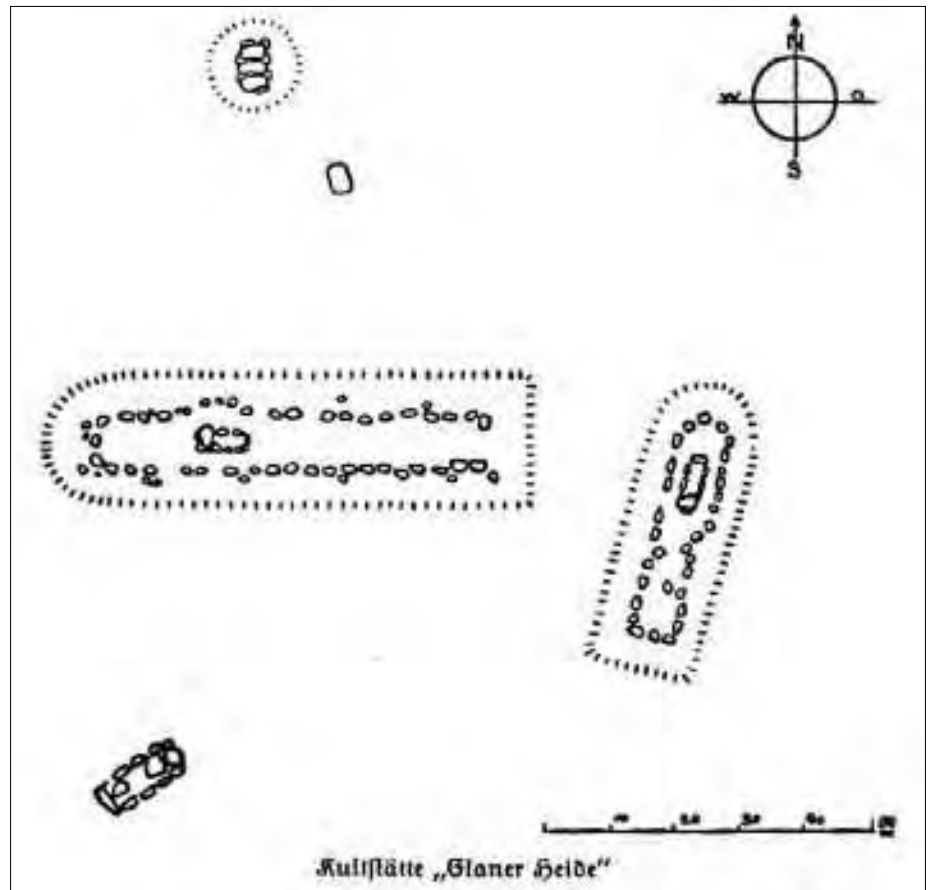


Abb. 6: Visbeker Bräutigam: Der Grundriss zeigt die Eingänge von Süden und den Altar (sowie halbrunden Chor) im Westen, wie es auch bei frühen romanischen Kirchen manchmal noch zu sehen ist.

Die Ähnlichkeit zwischen diesen beiden Bauformen, der Kirche und dem ursprünglichen norddeutschen Bauernhaus, das zur megalithischen Festhalle wurde, ist auch dadurch so überzeugend, dass die Dorfkirchen des deutschen Nordens nur ein einziges Schiff haben, das nur in der Längsrichtung geteilt ist, damit Männer und Frauen getrennt sitzen. So will es die christliche Ordnung. Demnach wäre die Entwicklung vom ursprünglichen bäuerlichen Wohnhaus zur Kulthalle am selben Ort vor sich gegangen, das gibt der Idee noch mehr Schlüssigkeit. Bis auf einige Katen, die zuletzt nur noch als Scheunen verwendet wurden, sind die alten Wohnhäuser heute verschwunden, denn die kleineren Findlinge der Grundmauern wurden sicher sehr bald wiederverwendet, da sie nicht durch eine „heilige Scheu“ geschützt waren.

Der Entwicklungsgang passt zu dem, was ich kürzlich in einem architekturwissenschaftlichen Buch über Burma las: Die buddhistischen Tempel in Burma sind weder den indischen noch den chinesischen Bauten nachempfunden, auch sonst keinen südostasiatischen Kultgebäuden, sondern eindeutig aus dem burmesischen Wohnhaus folgerichtig weiterentwickelt.

Die Ausgrabung

Die schlüssige wie aufregende Idee vom Zweck der rechteckigen Steinsetzungen und ihrer ursprünglichen Gestalt als Hallenhaus findet sich in einem architekturhistorischen Buch über vorgeschichtliche Heiligtümer zwischen Weser und Ems von dem Architekten H. Wille, gedruckt 1933 in Leipzig; allerdings bezeichnete der Autor diese Bauten als „Gotteshäuser“ und schrieb sie den „Germanen“ zu. Beides ist anfechtbar: Ob die Megalithiker an einen Gott glaubten, ist völlig ungewiss, und Germanen waren sie ohnehin nicht. Die Fachwelt war darum nicht erfreut und drängte auf Widerlegung. Bald nach Erscheinen des Buches wurden an zwei Hünenbetten von Kleinenkneten im Oldenburgischen fünf Jahre lang offizielle Grabungen durchgeführt, die klar bewiesen, dass diese geschichtliche Zuordnung völlig falsch war, denn in den inneren Grablagen fanden sich Steinbeile, Pfeilspitzen und Bernsteinperlen, die es erlaubten, die Bauten eindeutig als megalithisch und jungsteinzeitlich zu identifizieren, wie der Grabungsleiter Karl Michaelsen in seinem Bericht (gedruckt 1978 im Oldenburger Jahrbuch) erklärt. Der Architekt Wille war auf diesem Gebiet Amateur. Soviel steht fest: „Germanen“

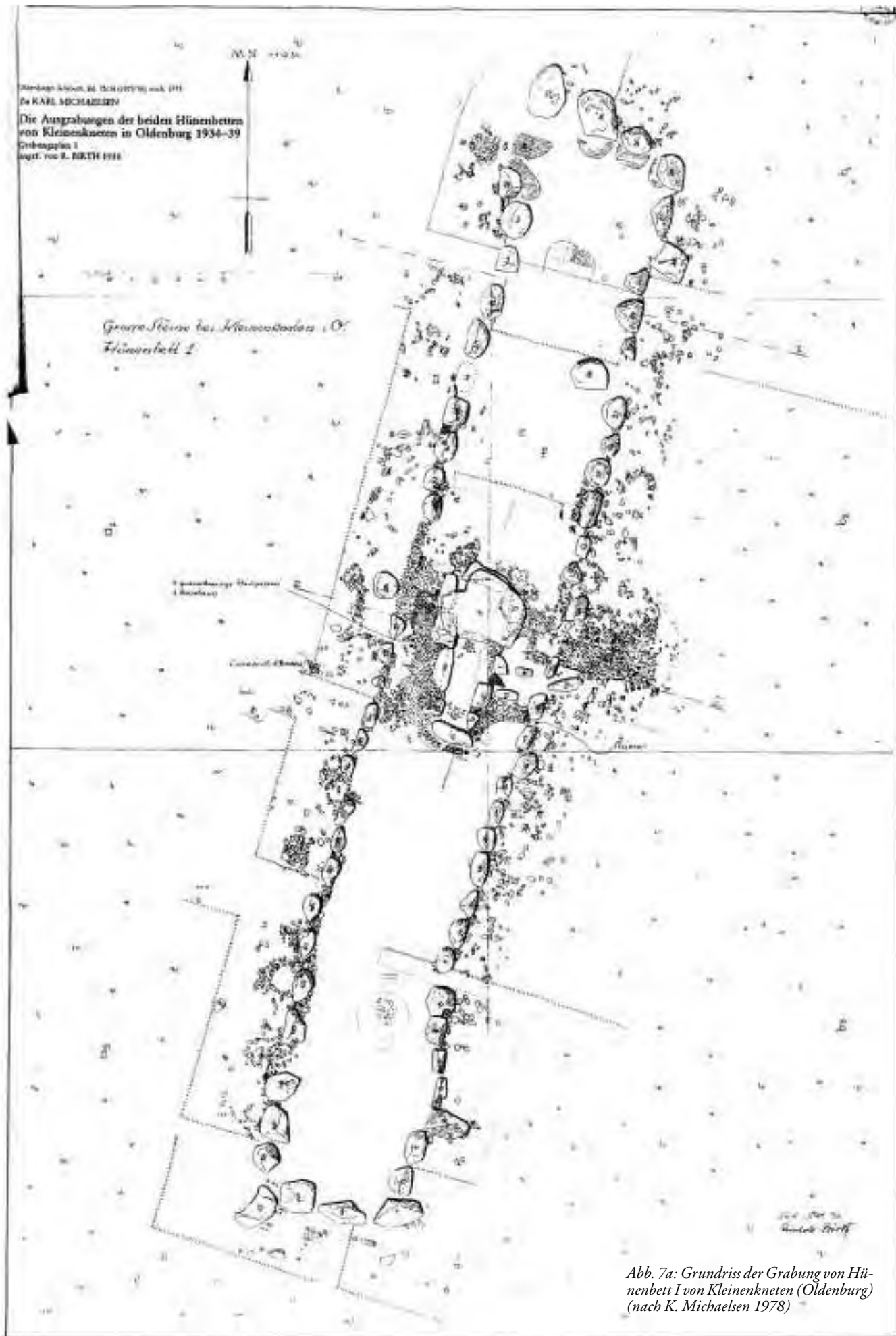


Abb. 7b: Schnitt der Grabung von Hünenbett I von Kleinenkneten (Oldenburg) (nach K. Michaelsen 1978)

Oldenburg, 1978, S. 115-116, Taf. 119

KARL MICHAELSEN

Die Ausgrabungen der beiden Hünenbetten in Kleinenkneten in Oldenburg 1934-39

Topographie 2

Hf. von B. 80171 1914

„Grave Steine“ & Kleinenkneten i. O. (Hünenbett I)



Grundriß von Ostern



Grundriß von Nordost

Schnitt 3-3

Grundriß von Südost



Grundriß von Südwest

Zu den vier Zeichnungen S. 115

haben in den megalithischen Festhallen nicht gegessen.

Karl Michaelsen vereinte Weitblick mit wissenschaftlicher Genauigkeit. Nach dem Krieg (1958) hat er durch exakte Vermessung der „Apostelsteine“ bei Ahlhorn diese als Kalendersteine der Vorzeit erklärt, das weist ihn als Kenner der Arbeiten von Teudt in den zwanziger Jahren aus und damit als Pionier einer erst in den letzten Jahren anerkannten Richtung der Vorgeschichtsforschung, der Archäoastronomie. So war er in seinem Bericht 1978 auch keineswegs bei der Ablehnung der dummen Germanenhypothese von Wille stehengeblieben, sondern hatte eine Widerlegung mit Hilfe der Ausgrabung des inneren Erdhügels versucht. Im Bericht wird der „Lai“ Wille erwähnt als Anlass für die Ausgrabung von Kleinenkneten. Der gepflasterte Boden in vielen Hünenbetten und die durchgehend konstruierte Wand sind gewiss starke Hinweise auf ein bewohnbares Bauwerk. Aus fehlenden Pfostenlöchern kann man nicht gleich auf fehlende Dächer schließen, die Dachbalken ruhten ja nicht im feuchten Erdreich (wo sie schnell wegfaulen), sondern auf den Findlingen. Eine Untersuchung war also nötig.

Einen Nachteil hat der Bericht von Michaelsen: Er ist rekonstruiert, ohne die im Krieg verlorengegangenen Aufzeichnungen, an Hand der wenigen erhaltenen Fotos. Davon sind 49 Fotos dem Buch beigegeben mit Legenden des Herausgebers (Prof. Dr. Wolfgang Hartung), außerdem zwei Planskizzen von Hünenbett I, die offensichtlich Originale sind (hier verkl. Abb. 7a, b). Ferner liegen zwei kurze undatierte Gutachten vor, eins über den bodenkundlichen Befund von Reinhold Tüxen, der 1978 noch lebte, dann eins von Ferdinand Dewers, von dem aber wegen mangelnder Fotos nur die Zusammenfassung und Schlussfolgerungen gebracht werden, und ein Auszug aus einem Brief von K. Pfaffenberg über die Pollenanalyse der Grabung (Brief vom 27.04.34, hier muss ein Fehler vorliegen, denn die „vorbereitenden Vermessungsarbeiten“ zur Grabung begannen erst am 05.06.34, siehe S. 219). Die Pollenforschung zur chronologischen Bestimmung war zu jener Zeit noch nicht so hoch entwickelt wie heute.

Man weiß leider auch nicht, wie gut sich Michaelsen an seine Arbeit erinnerte; immerhin ist der Bericht dreißig Jahre (und was für 30 Jahre!) nach der Grabung geschrieben. Außerdem ist Michaelsen am 24.10.1978 vor der Drucklegung gestorben, weshalb der Herausgeber aus den Notizen von Michaelsen einen Artikel geformt hat, als

Ehrung für den verschiedenen (längst pensionierten) Museumsdirektor; man vermutet glättende Hand.

Hünenbett I war sorgfältig ausgegraben und untersucht, dann rekonstruiert und wieder zugebaut worden. Bett II wurde nur teilweise geöffnet und blieb offen. Beides nützt heutigen Archäologen nicht viel, denn die haben jetzt verfeinerte Methoden, und ohne echte Grabungsberichte ist die damalige Arbeit und die Wiederherstellung, teils mit Beton, eher ein Zerstörungswerk. Etwa im Jahre 1933 hatte Michaelsen bei der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft Unterstützung für eine Grabung eines gefährdeten Ganggrabes bei Oldenburg beantragt, die bewilligt, aber dann umgelenkt wurde auf die beiden rechteckigen Steinsetzungen von Kleinenkneten, weil das Buch von Wille den Streit entfacht hatte. Michaelsen bekam zwei höhere Beamte aus Berlin und Hamburg vor die Nase gesetzt, denn diese Grabung hatte urplötzlich an Wichtigkeit gewonnen. Beide zogen sich von der Grabungskampagne bald zurück. Der berühmte Carl Schuchardt hatte 1905 die Hünenbetten von Grundoldendorf bei Stade ausgegraben, (wobei ich jedoch keinen Bericht fand, nicht einmal in seinen Memoiren), und Van Giffen in Emmen ähnliche, aber sonst hatte noch niemand die rechteckigen Betten untersucht. Erstaunlich kommt mir vor, dass die immerhin fünf Jahre laufende Grabung von Michaelsen seinerzeit nirgends publiziert worden war. Dabei war die Anteilnahme (dem Artikel zufolge) durch Bevölkerung und Presse ganz enorm, man diskutierte allerorten, die Laien wetteiferten miteinander im Auffinden von Hünenbetten und anderen Funden, so dass das Museumspersonal überfordert war. Die Besucher an der Ausgrabungsstelle waren so zahlreich, dass zusätzlich Wachen eingestellt werden mussten, auch nachts, wegen der „Andenkenjäger.“ Der Streit wogte heftig unter allen Interessierten und unter den Fachleuten besonders! Auf keinen Fall ist diese Diskussion vertuscht worden. Die Notgemeinschaft machte weitere Gelder locker, die Behörden beorderten zwei Trupps des Arbeitsdienstes zur Bewältigung der Erdarbeiten usw., das Thema brannte manchem auf den Nägeln oder im Kopf.

Dem Bericht zufolge haben Michaelsen und seine Helfer (darunter Reinhold Birth, der aus dem Krieg nicht zurückkehrte) ergebnisoffen geforscht, d.h. sie ließen sich von dem Grundsatz leiten, dass die Tatsachen selbst sprechen würden. Und so war es auch: Es gab Erkenntnisse, die für die eine Seite, andere, die für die Gegenseite der Streit-

parteien nutzbar waren. Der gepflasterte Boden und die beiden muldenförmigen Gruben von je 2 m Durchmesser in Bett I sprachen für eine beabsichtigte häufige Nutzung des Gebäudes. Die Ausgräber sind sich über den Zweck dieser beiden Gruben nicht klargeworden, „ihre Deutung als Wohngrube (etwa der Becherleute) ... wäre zur Diskussion zu stellen.“ sagt Michaelsen (S. 232) Ich denke eher an Taufbecken, aber dafür liegen keine Hinweise vor. Auch der seitliche Zugang zum inneren Kammergrab macht nur Sinn, wenn es immer wieder begangen werden sollte. Dies wollte man vielleicht auch an anderen als den Festtagen tun, darum war der seitliche Zugang so angelegt, dass man in die Kammer zwecks Heilung oder Heilschlaf (Inkubation) von außen gelangen konnte, ohne die Halle zu betreten.

Gegen die regelmäßige Nutzung konnte Michaelsen anführen, dass neben dem Kammergang ein Steinhaufen aufgeschichtet war, der den Durchgang an dieser Stelle verhinderte; man konnte also innerhalb der Halle nur auf der anderen Seite an der halbversenkten Kammer vorbeigehen, womit der Chorraum eine weitere Einengung als heiliger Abschnitt bekam. Natürlich wurde der inneren Aufschüttung bei der Ausgrabung am meisten Aufmerksamkeit gewidmet, aber gerade hier ist das Ergebnis nicht aussagekräftig. Erschwert wird es auch durch den Umstand, dass Grabräuber hier viel durcheinandergebracht haben. Am Ende bleibt offen, ob die Aufschüttung bald oder lange nach der Errichtung des Gebäudes erfolgt ist, ob sie eine zielgerichtete Arbeit der Megalithiker oder eine spätere hastige Schutzmaßnahme war. Für eine natürliche Ablagerung spricht allerdings auch die Beobachtung, dass Schichten in diesem inneren Erdreich beschrieben werden, denn wenn man einen Hohlraum mit Schutt auffüllt, dann entstehen keine horizontalen Schichten. Der Gutachter Dewers sagt: „*Auffällig ist, dass soweit mit Sicherheit zu beobachten war, die reinen rostbraunen, nicht durch Humus schmutzig gefärbten Bänder des ‚Eichen-Birkenwald-Profiles‘ nur innerhalb der Steinsetzung klar hervortraten. Die Bodenbildung hat also offenbar unter etwas abweichenden Bedingungen gegenüber derjenigen außerhalb der Steinsetzung stattgefunden.*“ (S. 246, Hervorhebung von Dewers). Das besagt zunächst nichts gegen die These, dass die Erdschüttung im Innern, zumal sie eine feststellbare Stratigrafie aufweist, viel später entstanden sein kann als die Erstellung des Gebäudes.

Die Anhäufung von Erdmaterial entlang den Außenseiten dürfte (mit Michaelsen) wohl schon zur ersten Er-

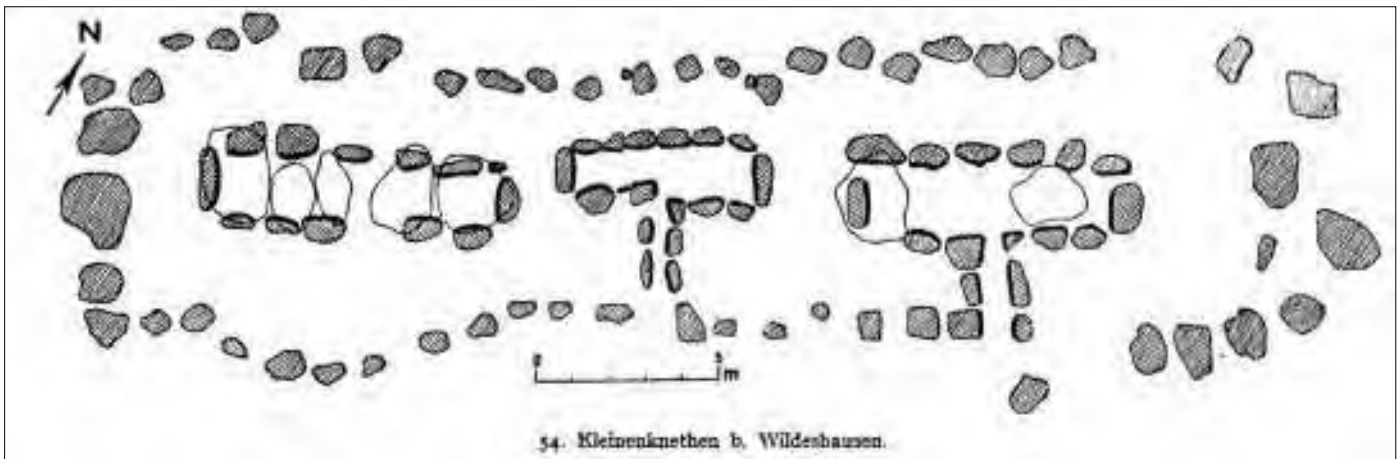


Abb. 7c: Das Hünenbett II (Kleinenkneten) (Sprockhoff)

stellung des Baus gehört haben, wie die sorgfältige Notierung der Schichtfolge ergeben hat. Das wäre auch zu erwarten, wenn es sich um ein Haus handelte.

Die beträchtliche Menge Erdreich und Steine, die zur Füllung des Innern und Aufhäufung eines postulierten Hügels herbeigeschafft wurde, müsste an anderer Stelle fehlen, wie den Autoren bewusst wurde. Den Nachweis konnten sie nicht bringen. Nur die äußere Rampe aus Rollsteinen, die manchen als Baumaßnahme zur Errichtung der inneren Kammer erschienen war, wurde durch Michaelsen als nachträgliche Anfügung erkannt, die zum Abtransport der brauchbaren Decksteine der Kammer dienen sollte. (Der vorhin erwähnte störende Steinhaufen auf der Innenseite könnte damit ebenfalls erklärt werden).

Nach Abwägen aller Teilergebnisse entscheidet Michaelsen den Streit gegen Wille.

Im Hintergrund steht bei dieser Ausgrabung leider das Wissen, dass es sich bei beiden Hünenbetten nicht um typische, sondern eher um außergewöhnliche Sakralbauten handelt. Das erste Langhaus enthält die Grabkammer in der Mitte, was selten vorkommt; normalerweise liegt sie an dem Ende, das dem Eingang entgegengesetzt ist. Beim zweiten Bett wusste man zwar, dass es eine zweite Kammer enthält (auch das ist schon ungewöhnlich), aber als bei der Ausgrabung eine dritte Kammer, noch dazu völlig unberührt, zutage kam, war man völlig überrascht. Wahrscheinlich waren die drei Kammern nicht zugleich sondern jeweils nach großen Zeitabständen errichtet worden. Hünenbett II ist damit einzigartig im norddeutschen Raum. Rückschlüsse auf alle rechteckigen Steinsetzungen dürften daher nicht möglich sein.

Übrigens hatten O+G 1837 schon den Dolmen in Bett I gesehen und außerdem gewusst, dass Bett II mit Grabkammern angefüllt war; vermutlich war die innere Erdschüttung noch

bedeutend geringer als hundert Jahre später, was mit der neueren Aufforstung (seinerzeit war das Gelände fast wüstenartige Schafheide) und dem damit einsetzenden Niederfall von organischen Stoffen erklärt werden kann.

Zeitstellung

Die Ablehnung seitens Teudt und Michaelsen leuchtete jedem ein: Wer hier von „germanischen Gotteshäusern“ spricht, muss sich geirrt haben, denn die Megalithbauten werden ja zeitlich viel eher angesetzt, zwischen -4000 und -1500, wogegen die „Germanen“ archäologisch erst in der Mitte des letzten Jahrtausends v.Zt. auftauchen, also rund tausend Jahre nach dem Ende der Megalithkultur.

O+G 1837 sprachen nicht von Germanen (das wäre zu ihrer Zeit irreführend gewesen), sondern von den Chauken, und meinten, dass die Totenmale mindestens tausend Jahre, vielleicht sogar bis zu 2000 Jahre alt seien. Ein noch größerer Abstand, also die heute geforderten fünf Jahrtausende, kam ihnen allerdings nicht in den Sinn.

Nach heute noch gängiger Chronologie werden zwischen den Hünenbetten oder Steinsetzungen und den norddeutschen Dorfkirchen mehrere Jahrtausende Zeitabstand angesetzt. Ein Problem könnte somit die Form der Überlieferung über so große Zeiträume sein. Aber das Problem besteht nicht wirklich, denn die Katen in Oldenburg wurden ja bis vor kurzem noch im selben Stil gebaut. Der Bauer ist traditionsverhaftet, seine Architektur ist auch kaum verbesserungsbedürftig. Und wenn man die künstlich aufgeblähten Zeitabstände auf ihre mögliche und wahrscheinliche Länge zurückschraubt, dann ist das Problem ohnehin verschwunden. In französischen Dolmen fanden Archäologen „Nachbestattungen“ aus dem christlichen 10. oder 11. Jahrhundert. Und die frühen Dome, zumindest die romanischen Kirchen, gehören nach

unserer neuen Ansicht noch zum Heidentum.

Ps.: Wer sich für die neueste Ausgrabung und Rekonstruktion eines Hünenbattes bei Schleswig interessiert, kann im Internet unter Arnkiel-Park schöne Fotos ansehen; die beweisen besser als lange Worte, dass die Betten früher offen waren, und 1690 ebenso.

Literatur

- Guyer, Samuel (1950): Grundlagen mittelalterlicher abendländischer Baukunst (Zürich u. Köln)
- Michaelsen, Karl (postum 1978): Die Ausgrabungen der beiden Hünenbetten von Kleinenkneten in Oldenburg 1934-39, mit 24 Bildtafeln und zwei Grabungsplänen, in: Oldenburger Jahrbuch Bd. 75/76 (Oldenburg i.O.)
- Müller-Karpe, Hermann (1968, 2° 1980): Das vorgeschichtliche Europa (Baden-Baden)
- O+G = Oldenburg, G. W. A. (Pfarrer) und Greverus, J. P. E. (Prof.) (2° 1837): Wildenhausen in alterthümlicher Hinsicht (Oldenburg i.O.)
- Reallexikon der Germanischen Altertumskunde (2000 und Bd. 27, 2004)
- Schirrig, Heinz (Hrsg. 1979): Großsteingräber in Niedersachsen. Veröffentlichungen der Urgeschichtlichen Sammlungen des Landesmuseums zu Hannover VII, Bd. 24 (Hildesheim)
- Schröder, Herbert (1999): Bauernhäuser, Bauernhöfe mit ihren Bergeräumen in Nordwestdeutschland, Jütland und den Niederlanden (Peter Lang, Frankfurt/M)
- Schuchardt, Carl (1944): Aus Leben und Arbeit (Walter de Gruyter, Berlin)
- Sprockhoff, Ernst (1938): Handbuch der Urgeschichte Deutschlands, Bd. 3 (Berlin u. Leipzig)
- Topper, Uwe (2003): horra. Die ersten Europäer. Die Entstehung der Metallzeit in neuer Sicht (Tübingen)
- Wille, Hermann (1933): Germanische Gotteshäuser zwischen Weser und Ems (Oldenburg)
- Zarnack, Wolfram (2004): Die Duhmb-Kirche in Berlin, in: Rückschau S. 45-47 (Horn)